

# Kapitel 2

## Kurt Lewin und Fritz Heider in der Vorgeschichte der US-Kommunikationswissenschaft

Clemens Knobloch

Universität Siegen

Taking as its point of departure Helmut Lück's thesis that Kurt Lewin's "topological psychology" is well adapted to the purposes of analyzing and explaining individual action in the life space of a person, but much less so for the purpose of understanding group action and settings with several actors, this chapter argues that Lewin was much more enthusiastic about democratic social engineering and the practical prospects of furthering the aims and values of democracy in the USA. These "pastoral" (Bröckling) motives were strong in the US social sciences during the 1930s and during World War II. However, from the very beginning Fritz Heider based his naive psychology on settings with several actors, a difference that is mirrored in Heider's way of analyzing concepts from everyday language as indicators of social relations between "selves" and "others". Both Heider and Lewin focus on the "medicalization" of social action, but Lewin's impact in social psychology is based mainly on his democratic group projects (rather than on his topological psychology).

### 1 Vorab

In den 1960er Jahren war Kommunikationsforschung in der BRD-Sozial- und Humanwissenschaft ein eher exotisches Thema. Paul Watzlawicks populäre *Menschliche Kommunikation* wurde zwar, als das Buch 1969 auf Deutsch erschien,<sup>1</sup> wie eine Offenbarung gefeiert, aber das Bonner Institut für Kommunikationsforschung

---

<sup>1</sup>Ursprünglich 1967 als *Pragmatics of Human Communication* erschienen.



und Phonetik (unter Gerold Ungeheuers Leitung) war mit seiner breiten sozialwissenschaftlichen und philosophischen Fundierungsarbeit ziemlich allein auf weiter Flur. Vollkommen anders war die Lage in den Humanwissenschaften der USA, wo der Begriff *communication* in den 1950er und 60er Jahren zum hoch umkämpften Grund- und Leitbegriff einer breiten interdisziplinären Szene avancierte. Den Entstehungszusammenhang dieser Entwicklung um 1950 herum, mit dem (vorwiegend deutschen) Wissenschaftsasyll und mit den Kriegserfahrungen der Wissenschaften, expliziert Schüttpelz (2002). Wer einen Eindruck von der US-Diskussion der 60er Jahre sucht, der findet ihn vor allem in den von Lee Thayer (1967a,b; 1970) herausgegebenen Bänden und Arbeiten wie Smith (1966). In der fraglichen Szene tummelten sich Sozialpsychologen, Kybernetiker, Rhetoriker, Psychoanalytiker, Ethnologen, Ethnolinguisten, Politologen, Massenkommunikationsforscher, Spezialisten für das nonverbale Geschehen etc. Eine bemerkenswerte Ausnahme bildet das Fach Linguistik, das sich (jedenfalls in der rasch dominierenden generativ-grammatischen Richtung) für unzuständig erklärte für alle Fragen der Kommunikation.

Ganz allmählich tauchten zu Anfang der 1970er Jahre dann in der BRD die ersten Übertragungen konversationsanalytischer, ethnomethodologischer, symbolisch-interaktionistischer und ethnolinguistischer Arbeiten in der deutschen Szene auf, allen voran die beiden Bändchen der „Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen“ (1973). In der Rolle des philosophischen Anregers trat zunächst hauptsächlich der im US-Exil an der New School for Social Research tätige Husserlschüler und Sozialphänomenologie Alfred Schütz in das fachliche Bewusstsein. Dass freilich mit der modernen US-Kommunikationswissenschaft weit mehr von dem über den Atlantik zurückkommen würde, was 40 Jahre vorher in die entgegengesetzte Richtung vertrieben worden war, blieb dem fachlichen Bewusstsein lange Zeit verborgen.

In der sprachwissenschaftlichen Szene der BRD war die (sprachvölkisch-muttersprachideologische) Sprachinhaltsforschung (Leo Weisgerber) bis weit in die 1960er Jahre hinein die herrschende Lehre, die dann aber um 1970 herum sehr rasch ihre Vorrangstellung verlor. Whorfs Variante der Ethnolinguistik wurde (theoriegeschichtlich vollkommen zu Unrecht) mit der sprachvölkischen Richtung in eins gesetzt und ging mit ihr (reputativ) unter. Gewiss, es gab auch in der späten Weisgerber-Zeit strukturalistische Inseln im akademischen Meer der Sprachwissenschaften (Hansjakob Seilers Kölner Institut für Allgemeine Sprachwissenschaft dürfte die wichtigste unter diesen Inseln gewesen sein). Auf diese Szene traf dann mit aller Macht, zeitgleich mit den populären US-Kommunikationslehren, die Generative Grammatik Chomskys. Und deren (in unserem Zusammenhang) vorstechender Zug war die konsequente Marginalisierung aller

Verbindungen zwischen „Sprache“ und „Kommunikation“. Das ging auch vielen Sprachwissenschaftlern zu weit, was sich in der bald einsetzenden „pragmatisch-kommunikativen Wende“ äußerte.

Ziel des Projektes ist es, die esoterischen und exoterischen Bedingungen zu rekonstruieren, unter denen ein audiovisuelles Medienformat zum selbst kooperativen Werkzeug der wissenschaftlichen Modellbildung werden konnte. Unter den Projekten des SFB ist es (als historiographisches) sicher eher gestaltungs- und praxisfern, was dadurch kompensiert wird, dass es erstmals die Probleme sozial- und kommunikationswissenschaftlicher Denkstil-Genese (im Sinne von Fleck 1980 [1935]) praxistheoretisch und methodologienhistorisch reflektiert. Mediale Mittel, die sich selbst organisierende Sequenzialität mikrosozialer kommunikativer Abläufe sichtbar und erfahrbar zu machen, stehen im Zentrum.

## 2 Kurt Lewins handlungstheoretischer Aktualismus

Lewins „topologische Psychologie“ ist keine Kommunikationstheorie, sie ist im Kern „monologisch“, und auch die sozialpsychologischen Untersuchungen von Gruppenprozessen in Lewins späten, den 1940er Jahren, sind keine echten Kommunikationsanalysen im Sinne der späteren Kybernetik. Sie bahnen diesen aber den Weg. In seinen gruppensdynamischen Arbeiten aus den 1940er Jahren entdeckt Lewin die kommunizierende Gruppe als ein Kraftfeld, das sich von dem des individuellen Akteurs unterscheidet:

Er stellte sich damit explizit gegen die zu jener Zeit in der Psychologie verbreitete Ansicht, Individuen als von der Umwelt isolierte, vornehmlich von der Vergangenheit geprägte Elemente zu betrachten. Stattdessen nahm er systemische Zusammenhänge und aktuelle psychosoziale Kräftefelder in den Blick, wie sie in familiären, arbeitsorganisatorischen, therapeutischen oder militärischen Gruppenkonstellationen zu finden waren. Der Wunsch, sich zu einer Gruppe zugehörig zu fühlen und mit dieser zu interagieren, stellte für Lewin ein grundlegendes anthropologisches Bedürfnis dar, entsprechend konnte auch individuelles Handeln nicht losgelöst vom sozialen Umfeld verstanden werden. (Mareis 2018: 205)

Was ist zu verstehen unter Lewins „Handlungstheoretischem Aktualismus“? Nun, so etwas wie eine strikt synchrone Perspektive auf die „Analyse der Gesamtsituation“; in Burkes Terminologie: „scene, as perceived and structured by the actor“ – „action as a result of interaction between actor and perceived scene“ – Was Kenneth Burke als *scene-act-ratio* benennt, fungiert im Alltagsdenken als

Maß für die situative Angemessenheit einer Handlung. Wir sehen und berücksichtigen von Fall zu Fall Hindernisse, Umwege, Einsichten, Gestaltschließungen. Aber für unsere aktuelle Handlungsorientierung spielt weder die historische Tiefendimension der Szene noch unsere eigene historische Tiefendimension eine (bewusstseinsfähige) Rolle. Wir handeln im Hier und Jetzt. Erscheint jedoch einem anderen Teilnehmer (oder einem Beobachter) unsere Handlung seltsam, unangemessen etc., so greift er gerne zurück auf diachrone Deutungsmuster, also auf die „Vorgeschichte“ des Akteurs als Determinante der Handlung. Psychoanalytische Deutungen sind anders gar nicht denkbar. Und sie beherrschen in den USA durchaus einen Teil der sozialpsychologischen Szene.

Lewins „Aktualismus“ ist darum ein modelltheoretischer Affront sowohl gegen die Psychoanalyse, die alle aktuellen Handlungen „motiviert“ durch ihre Fundierung in der Vor- und Frühgeschichte des Handelnden, als auch gegen die behavioristische Psychologie, die auf gelernte und wiederholte Stimulus-Response-Konstellationen zählt.

Brunswicks Kritik an Lewin lautet: der aktuelle Lebensraum sei *post-perceptual and pre-behavioral*, was die Sache insofern trifft, als die sequentielle Dynamik interaktiven Geschehens nur schwer zu repräsentieren ist in Lewins Formaten. „Gegenwärtigkeit“ und „Gerichtetheit“ sind die strukturierenden Faktoren im Handlungsfeld, das den Akteur in der je aktuellen Situation ausmacht (Blankertz 2017). Lewins Modell verortet die Handlung in einem Zwischenraum zwischen der wahrgenommen und gedeuteten Szene mit ihren Valenzen und den Zielen des Handelnden.

Auch zu dieser strittigen Modellkonstellation hat Kenneth Burke in seiner *Grammar of Motives* bereits einiges gesagt: Für unsere (alltägliche oder wissenschaftliche) Modellierung „enthält“ die Szene sowohl den Akteur als auch die Handlung. Das lässt viel Spielraum für Variation im *scene-act-ratio*. Wir können das Verhältnis *deterministisch* deuten (die Szene bestimmt die Handlung) oder *programmatisch* (die Handlung verändert die Szene). Es ist nicht schwer zu zeigen, dass die alltäglichen Zurechnungspraktiken in diesem Verhältnis äußerst beweglich sind. Von „in dieser Lage konnte ich nicht anders als [...]“ bis zu „in dieser Lage wollte ich vor allem [...]“ gibt es zahlreiche Mischvarianten. Ich komme darauf zurück (Heider widmet sich solchen Konstellationen penibel und gründlich!).

Offenkundig ist die Herkunft der Veranschaulichungsstrategien aus der phänomenologischen und gestaltpsychologischen Tradition. Das Modell Lewins ist alenthalben die optische Wahrnehmung, und daraus folgt die idealisierte Verbildlichung und Veranschaulichung des Psychischen in topologischen, mathematisch rein darstellbaren Schemata. Es gibt insofern eine Parallele zwischen Lewins

Filmarbeit und seinen Veranschaulichungstechniken, Lewins Filme illustrieren und „verlebendigen“ wiederum die topologischen Schemata. Wieser (2014) konstatiert im Werk Lewins eine konsequente Abfolge von Verbildlichungs- und Veranschaulichungsstrategien: Von der (traditionell philosophischen) Schrift über den szenischen Film als Verbildlichungsmittel hin zu den abstrakt topologischen Schemata der Feldtheorie – Heiders Filme (vor allem die Dinge zur phänomenalen Kausalität) sind bereits Entdeckungsprozeduren für naiv-alltägliche Deutungsmuster.

Im Kern geht es bei Lewin um die mathematische Veranschaulichung (*perspective by incongruity!*) der Größen und Kräfte, die den Orientierungs- und Handlungsraum des Einzelnen strukturieren, um Valenzen und „goals“, um Hindernisse, Barrieren, die (vielleicht) umgangen oder überwunden werden können. „Kommunikativ“ strukturiert ist dieser Raum aber nur in dem Sinne, dass seine Gegebenheiten eben nicht als (positivistische) Gegebenheiten wahrgenommen werden, sondern im Blick auf das, was sie den Handlungen gegebenenfalls entgegensetzen, wie sie auf seine Aktionen antworten, wie sie als Mittel in sie eingebaut und als Gefahren umgangen werden können. Das ist die Lektion der „Kriegslandschaft“. Es ist aber zugleich auch die Lektion der Schimpansenversuche von Wolfgang Köhler auf Teneriffa. Das Handlungsziel (*goal*) wird zum Mittel für die perzeptive Organisation der Szene, und das Problem ist gelöst, wenn ein dynamisches Schema gefunden ist, das beide zu einer Handlungsgestalt verbindet.

Was im mathematisch-topologischen Modell nur schlecht berücksichtigt und repräsentiert werden kann, ist das, was die spätere Systemtheorie (Luhmann) als „doppelte Kontingenz“ fasst: die manifeste oder latente Anwesenheit anderer Akteure (oder auch nur: Beobachter) im Handlungsraum, auf die man sich qua „Erwartungserwartung“ einzurichten hat. Anders gesagt: Lewins *action space / life space* ist im Kern monologisch.

Lewins Tonfilm „Das Kind und die Welt“ von 1931 illustriert, dass Kinder und Erwachsene in sehr unterschiedlichen (sagen wir: Uexküllschen) „Umwelten“ / Handlungsräumen leben. Nicht allein die kindlichen Akteure sind weniger komplex, auch der Handlungsraum, wie er sich ihnen darstellt, hat andere Ziele, Hindernisse, Strukturen. Und das wird dem Zuschauer des Films deutlich und bildlich daran, wie sich das Kind in seinem Handlungsraum bewegt.

Lewins späte Arbeiten über Gruppenprozesse sind hingegen eher sozialtechnologisch und pädagogisch inspiriert. In ihnen geht es um die Optimierung sozialer Lernprozesse (vgl. hierzu Nora Binder 2021). Was von Lewins späten Arbeiten zur Gruppendynamik bekannt geworden ist (etwa durch das Bändchen *Resolving social conflicts* bzw. *Die Lösung sozialer Konflikte*, das Lewins späte sozialpsychologische Arbeiten zwischen 1939 und 1947 umfasst), sieht auf den ersten Blick aus

wie eine dankbare Verbeugung des exilierten Forschers vor der Überlegenheit der US-Demokratie, die ihn aufgenommen hat. Aber was unser Thema „Vorgeschichte der systemischen Kommunikationstheorien“ betrifft, sind definitiv weitere Dinge zu berücksichtigen.

Als Schlüsseltext für das gewandelte Selbstverständnis des späten Lewin kann eine Art Nachruf gelten, den er 1946 anlässlich des Todes von Ernst Cassirer auf diesen verfasst hat (und der erst 1949, zwei Jahre nach Lewins Tod, in den USA erschienen ist; vgl. jetzt Werke I, Lewin 1981–1982: 347–364). Er handelt in der Hauptsache von der Vorbildwirkung, die Cassirers Analyse der naturwissenschaftlichen Methode und Begriffsbildung für Lewins eigene psychologische und sozialpsychologische Methodenauffassung hatte. Dass Gruppen gegenüber den sie formierenden Individuen eine reale (und vor allem: real folgenreiche) Existenz haben, illustriert er zunächst am naturwissenschaftlichen Vergleich: Moleküle haben reale Eigenschaften, die den Atomen, aus denen sie sich zusammensetzen, nicht zukommen. Und dann mit einem sehr einfachen sprachlich-kommunikationswissenschaftlichen Vergleich: Der Ausdruck „die blonden Frauen in der Stadt X“ steht zunächst bloß für eine sprachlich zusammengefasste Menge von Individuen. Sobald diese Menge von Individuen aber (freiwillig oder durch äußeren Druck genötigt) in gegenseitige praktische Beziehungen tritt, wird aus der Menge von Individuen eine real existierende Gruppe, über deren Realität nicht die Individuen entscheiden, sondern die praktischen Beziehungen zwischen ihnen (Lewin 1981–1982: 357). Und dieser Zusammenhang zwischen Individuum / Atom und Gruppe / Molekül ist bei Lewin höchst dynamisch. Die (filmisch reich illustrierten; etwa bei Gesell, Spitz & Wolf) Bindungstheorien der frühkindlichen Entwicklung sieht das Neugeborene ganz selbstverständlich nicht als „Atom“, sondern als Teil der „molekularen“ Mutter-Kind-Dyade. Die Individuen beginnen ihre Laufbahn eben nicht als „Atome“, sie hören nie ganz auf, Bestandteile sozialer „Moleküle“ zu sein.

Eine Art Fazit der späten sozialpsychologischen Entwicklung Lewins in der Gruppendynamik-Phase: Seine Begriffs- und Denkbewegung führt ihn vom monologischen Lebens- und Handlungsraum des einzelnen Akteurs allmählich zu einer „systemischen“ Perspektive, die sich gegen den einzelnen Akteur gewissermaßen auf die Hinterbeine stellt und ihm ihre eigenen Bedingungen vorschreibt. Während Heider eigentlich Sozialpsychologe bleibt (vgl. den nächsten Abschnitt), bewegt der späte Lewin sich in Richtung einer genuin soziologischen Disjunktion von „Person“ und „Sozialsystemen“ (wie bei Parsons, Garfinkel, Luhmann).

Dass auch schon der frühe Lewin der späten 1920er Jahre eine Affinität zu dem hatte, was man heute als Praxistheorie bezeichnet, erhellt aus einem zentralen

methodisch-theoretischen Text von 1927 (*Gesetz und Experiment in der Psychologie*). Da heißt es: Was der Forscher als reflektierender Philosoph für Meinungen vertritt, ist unwesentlich. Was zählt, ist, „welche Thesen in den tatsächlich zur Anwendung kommenden Methoden der Forschungsarbeit implizit enthalten sind“ (Lewin 1927: 378). Die (experimentelle) Praxis des Forschers prägt seine wissenschaftliche Begriffsbildung. Induktive Schlüsse laufen nicht von vielen auf alle Fälle, sondern von einem exemplarischen Fall auf alle *gleichartigen* Fälle. Für die Aporien, die in der Versprachlichung empirisch-experimenteller Befunde lauern, hat er ein feines Bewusstsein. Die Aussage, ein anderer Vertreter desselben konzeptuellen Typus habe die gleichen Eigenschaften, sei eine einfache Tautologie, heißt es da (Lewin 1927: 391). Es geht beim exemplarischen Einzelfall um diejenigen Veränderungen der Konstellation, die für das Ergebnis faktische Folgen haben (hier lauert schon die spätere Formel von der „*difference that makes a difference*“ bei Luhmann und seinen systemtheoretischen Gewährsleuten). Phasenfolge, Sequenzierung, Korngröße in der Handlungsanalyse werden in diesem Schlüsseltext traktiert. Lewin notiert: Je kleiner man die Korngröße der Handlungssegmentierung wählt, desto „kausaler“ erscheint uns die Abfolge der Segmente. Je größer wir die Korngröße ansetzen, desto mehr motivationale und intentionale Kontingenzen müssen wir annehmen. Wissenschaft ist immer „der nächste Schritt“ in der Überschreitung dessen, was wir bereits wissen, und dieser nächste Schritt belehrt uns darüber, was alles beim Alten lässt und was einen Unterschied macht.

### 3 Fritz Heider oder: Film als Heuristik und Projektionsfläche für sozial-aktionale Muster

Fritz Heider schafft den Durchbruch zu Konstellationen, die mehr als eine Person betreffen, er trägt der Tatsache Rechnung, dass die wichtigsten Größen im Handlungsraum des Einzelnen andere Akteure sind (was sich in den topologischen Schemata nur schwer darstellen lässt; Lück 1996: 76ff.). In Heiders sozialpsychologischem „Formular“ fungieren immer „p“ und „o“, *person* und *other*, die durch Gleichgewichte, geteilte oder nicht geteilte Zu- oder Abneigung, gemeinsame Relationen und Bewertungen verbunden sind.

*Units, relations, balance* im Spiegel des Gebrauchs alltagssprachlicher Konzepte, die expliziert werden – was ihn entschieden einen Schritt näher an die ethnomethodologische Alltagssoziologie heranbringt; Heiders *life space* ist kein mathematischer Kräfte- und Vektorraum, sondern er besteht aus naiver Psychologie, minutiöser Analyse selbstverständlicher Alltagssprache (Modalverben: *kann*,

soll, muss, darf, will und ihre Wechselbeziehungen); wie legen die Akteure sich selbst und anderen ihre Einstellungen, Motive, Handlungen zurecht? Man muss deutlich unterscheiden zwischen Heiders eigenen Überlegungen, die offenbar bereits viele Jahre vor der Veröffentlichung (1958, deutsch 1977) informell bei zahlreichen US-Psychologen zirkulierten. Das erklärt, warum die von Heider inspirierten Attributions- und Dissonanztheorien (Festinger 1957) noch vor Heider selbst an die Öffentlichkeit kommen. Die in den US zu ziemlich schlichten Attributionstheorien umgebauten Gedanken Heiders illustrieren genau den Bruch zwischen dem Szientismus der frühen US-Sozialpsychologie und der deutschen Gestaltlehre. Ich komme darauf zurück.

In den Analysen alltagssprachlicher „Zurechtlegepraktiken“ nähert sich Heider (ganz ähnlich wie Whorf von der ethnolinguistischen Seite mit seiner Bestimmung von *common sense*) dem *accounting*-Gedanken der Gesprächsanalytiker. Permanent reflektiert Heider das Verhältnis der alltagsweltlichen sprachlichen Zurechnungspraktiken und ihrer wissenschaftlichen Explikation in Theorien und Modellen.

Und wenn die anderen Handelnden die wichtigsten Größen im Handlungsfeld der Akteure sind, dann gerät die Schnittfläche zwischen Handelnden in den Blick; seit knapp 20 Jahren erobert in der Sozial-, Kommunikations- und Entwicklungspsychologie ein Leitgedanke Terrain, der unter dem Stichwort *theory of mind* (TOM) läuft: Die Repräsentation der Orientierungen des einen in den Orientierungen des anderen. Wir wissen, dass ganz kleine Kinder zunächst in praxi davon ausgehen, dass alle anderen genau das gleiche wissen, was sie selbst auch wissen, was sie selbst in ihre Handlungsfeld wahrnehmen und ansetzen; im Piaget'schen Sinne einrechnen, dass andere Teilnehmer notwendigerweise Dinge nicht wissen können, die sie selbst wissen, können Kinder etwa mit 4;0. Zwischen beiden Extremen gibt es viel Spielraum. Die TOM-Psychologie bringt ins Spiel, wie der Handlungs- und Orientierungsraum der andern im „monologischen“ Handlungs- und Orientierungsraum des fokussierten Akteurs repräsentiert ist; die TOM-Perspektive ist „psychologisch“ im Sinne von Heider: Sie fragt nach der Repräsentation der Orientierung von anderen in der eigenen Repräsentation. Die Kommunikationssystem-Perspektive ist dagegen soziologisch, sie banalisiert die Repräsentationen der Individuen zugunsten emergenter Systembildungseffekte. Der späte (gruppensdynamische) Lewin erfasst eher derartige Systemeffekte (unter der Überschrift: die reale und wirksame Existenz der Gruppe). Was in Heiders peniblen und kleinteiligen Rekonstruktionsversuchen der naiven Teilnehmerpsychologie und ihrer Versprachlichung mitläuft, das ist die Erkenntnis, dass es sich bei diesem Komplex alltäglicher Praktiken gewissermaßen



um die „Realität“ nicht allein der psychologischen, sondern der gesellschaftlichen *theory of mind* handelt (vgl. Malle & Ickes 2000). Es versteht sich, dass von Anfang an auch der „monologische“ Orientierungsraum des Individuums sozialisiert ist durch die von andern übernommenen symbolischen Perspektiven. Die TOM-Perspektive ist diesen gegenüber *reflexiv*. D.h. sie handelt von der Möglichkeit, die Differenz der Perspektiven kalkuliert einzusetzen.

Heiders Kritik an Lewin kulminiert in dem Satz: „Es ist schwierig oder unmöglich, mit topologischen Begriffen zu beschreiben, wie der Lebensraum der einen Person im Lebensraum der anderen Person repräsentiert wird“ (Heider 1977: 24f.). So nähert sich Heider deutlich dem Wechselspiel von kognitiven und kommunikativen Faktoren in den Alltagsmethoden der Akteure. Demgegenüber wirken Lewins Verbildlichungsversuche für interpersonale und Gruppendynamiken (vgl. 1953 [1948]) unbeholfen.

Lewin, in seinen pragmatisch-gruppendynamikbezogenen Arbeiten aus der Kriegszeit, läuft direkt durch zu Verfahren und Empfehlungen, die in den heute aus gutem Grund misstrauischeren Zeiten als höchst manipulativ empfunden würden (Binder 2021) – aber die junge Sozialpsychologie verstand sich als „science of democracy“. Die Maxime ist: Man muss – das ist Demokratie – den Leuten die Aufgabe stellen, für ein moralisch akzeptiertes Ziel praktisch zu kooperieren. Der *democratic leader* spricht über Ziele und Notwendigkeiten, und das Fußvolk handelt dann entsprechend selbstverantwortlich. Das hätte auch in Chinas Kulturrevolution nicht schlecht gepasst.

Für die systemische Kommunikationstheorie beginnt an diesem Punkt das „rhetorische“ bzw. legitimatorische Problem der US-Nachkriegswissenschaft. Es lautet (mit Burkes *rhetoric of motives*):

Yet, willy nilly, a science takes on the moral qualities of the political or social movements with which it becomes identified. (Burke 1969 [1950]: 31)

Das illustriert Burke mit der „bösen“ Naziwissenschaft, der hoch legitimen und „guten“ wissenschaftlichen Unterstützung des US-Kriegseintritts durch die US-Wissenschaften (von der sowohl Lewins späte Arbeiten zeugen wie auch Garfinkels Gulfport Field-Studie) – und mit der Entwicklung der Atombombe, einer Kriegstechnologie, mit der dann doch viele Wissenschaftler nicht umstandslos identifiziert werden wollten. Begriffsgeschichtlich gespiegelt wird diese Spaltung in der Entgegensetzung von „Technologie“ (= abhängig von den Zwecken, zu welchen sie eingesetzt wird) und „Wissenschaft“ (= „reine“ Erkenntnismotive konnotierend):

Any purely secular power, such as the application of technology, would not be simply “good”, but could become identified with motives good, bad, or indifferent, depending upon the uses to which it was put, and upon the ethical attitudes that, as part of the context surrounding it, contributed to its meaning in the realm of motive and action. (Burke 1969 [1950]: 30)

Erst der Vietnamkrieg wird das öffentliche Vertrauen in die „demokratischen“ Sozialtechnologien nachhaltig erschüttern. Das kann man belegen am plötzlichen Ende der *General Semantics*-Bewegung in den späten 1960er Jahren (mit ihrem Programm, alles werde gut, wenn man nur ordentlich, konkret und mit den richtigen Worten darüber spricht; vgl. Rapoport 1970) oder an wachsender Zustimmung für radikale Kritik an den „neuen Mandarinen“ (Chomsky). Lediglich der (immer ziemlich weitsichtige) Burke warnt schon 1950 vor einem drohenden „Kultus“ der angewandten Wissenschaft und Technologie, in dem sich Elemente von Religion, Politik und Ökonomie zusammenschieben (wie wir ihn heute – allerdings bereits in einem krisenhaften Modus – haben).

Bereits in den 1920er Jahren reflektiert Sapir (1924) den schwierigen Start von Linguistik (und Ethnolinguistik) in den USA mit dem völligen Fehlen einer wie auch immer gearteten Anwendungsperspektive in diesen Disziplinen. Die kompetitive Vielsprachigkeit Europas (so Sapir 1924) erkennt er als Nährboden auch für sprachtheoretische Unternehmungen. Über die US-Psychologie und -Soziologie, bei der die Linguistik seiner Zeit (Sapir selbst eingeschlossen) Rückhalt sucht, schreibt er:

If psychology and sociology are popular sciences in America today, that is mainly due to the prevailing feeling that they are convertible into the cash value of effective education, effective advertizing, and social betterment. Even here, there is, to an American, something immoral about a psychological truth which will not do pedagogical duty. (Sapir 1924: 149)

Ich denke, dieses Stimmungsbild Sapirs (zu dem auch der von allen praktischen Menschen als Pedant verunglimpfte Grammatiker gehört) umreißt einigermassen genau die Szene, in welche die aus Deutschland exilierten Humanwissenschaftler getaucht wurden – die selbst (zumal Lewin und Heider) aus immer noch sehr anwendungsfernen, theorie- und philosophielastigen Forschungstraditionen stammten. Traditionen, in denen der praktische Nutzen einer wissenschaftlichen Erkenntnis viel weniger Gewicht hatte als ihre theoretische Überzeugungskraft.<sup>2</sup> In den USA zeigt sich die Lage genau entgegengesetzt. Ich komme darauf zurück.

---

<sup>2</sup>Allerdings verändert sich auch in Deutschland die humanwissenschaftliche Szene nach dem

## 4 Heider und/oder Lewin?

Beide, Heider und Lewin, eint das „Unmittelbarkeitspathos“ in der Modellierung der Situation: Alles, was es braucht, um Ordnung für sich und die anderen Teilnehmer herzustellen, liegt vor unseren Augen, *seen, but not noticed*. Wir brauchen, um praktisch Ordnung herzustellen, keine „Geschichtskennntnisse“, weder über die handelnde Person noch über das Zustandekommen des aktuellen Handlungs- und Orientierungsfeldes. Es verdient Beachtung, dass auch Bühlers (1933; 1934) Handlungsmodell in diesem Sinne aktualistisch ist. Es ist gebaut und zentriert um die beiden Pole „Bedürfnis“ und „Gelegenheit“ (vgl. Knobloch & Schaltenberger 1993).<sup>3</sup>

In diesem Zusammenhang verdient auch Heiders Arbeit mit kleinen Trickfilmen, die geometrische Figuren (Kreise, Dreiecke etc.) in Bewegung zeigen, wie sie sich berühren, stoßen, verfolgen etc. (selbst über bewegte geometrische Objekte sprechen wir gerne mittels Verben, die zur „dramatistischen“ Perspektive von Handlung und Motivation gehören!). Was die Versuchspersonen aus der (ganz und gar nicht menschlichen) Figurendynamik herauslesen, das existiert psychologiegeschichtlich unter dem höchst missverständlichen Namen „phänomenale Kausalität“: Die Figuren werden als Handelnde mit Eigenschaften, Intentionen und Wechselbeziehungen gedeutet, wenn sie in Abläufe verwickelt sind, die eine solche Deutung ermöglichen. In der Terminologie Burkes: Die Filme zeigen eine kausale Welt verursachter Bewegungen unbelebter Objekte, der Zuschauer verwandelt aber diese *motion*-Welt in eine symbolisch-intentionale *action*-Welt mit Motiven und Akteuren (vgl. hierzu Hörmann 1976: 426ff.). Bruner (1986: 18) schließt aus den Befunden von Heider & Simmel (1944), dass wir die terministischen Parameter von Burkes „dramatistischer“ Pentade (*agent, scene, act, agency, purpose*) in alle Erfahrungskonstellationen projizieren, denen sie überhaupt als rahmender Hintergrund dienen kann. Sie sind (noch einmal mit Burkes Worten) „necessary forms of talk about experience“ und keineswegs „necessary forms of experience“, sie drängen sich auf, wenn wir über Erfahrungen kommunizieren (Burke 1969 [1945]: 317).<sup>4</sup>

Diese Befunde zur „phänomenalen Kausalität“ im Film sind gewiss nicht leicht zu deuten. Das Geschehen auf der Leinwand kann ebenso gut dem Experimentator als intentionale Kommunikation zugerechnet (und solchermaßen in eine Art

---

Ersten Weltkrieg grundlegend, durchaus auch hin zur Anwendung. Die bleibt indes weithin eher ideologisch als szientifisch (vgl. für die Sprachforschung Knobloch 2005).

<sup>3</sup>Und damit eigentlich nicht sehr verschieden von Kurt Lewins Leitgedanken.

<sup>4</sup>„In der Sprache wird alles ausgetragen“, schreibt Wittgenstein (1973: 143) in der *Philosophischen Grammatik*.

Parabel verwandelt) werden. Darauf deuten z.B. neuere Replikationsversuche, bei denen die Versuchspersonen weit weniger Bereitschaft zeigten, die geometrischen Figuren als handelnde Personen zu dramatisieren (vgl. den Überblick bei Lück 2006). Wie auch immer man die Befunde zur trickfilminduzierten „phänomenalen Kausalität“ deuten mag, sie sprechen in jedem Falle für ein ziemlich müheloses Hin-und-Her zwischen einer kausal attribuierten Bewegungs- und Ereignislogik und einer intentionalen Motiv-, Ziel- und Akteur-Logik.<sup>5</sup>

Während die ausdruckspsychologischen Filme aus der Wiener Bühler-Schule (vgl. Czwik 2018) ihren Ausgang nehmen von Bühlers darstellungstechnischer Analyse, die darauf setzt, dass der Film durch Schnitte, Einstellungen Perspektiven den (unbeweglichen!) Rezipienten nahezu unbegrenzt versetzen kann in beliebige Zeigeräume (in denen der Rezipient stets die Nullstelle der Origo einnimmt), setzen die späteren Filmarbeiten aus der Bühler-Schule (etwa von Käthe Wolf und René Spitz) darauf, die affektiven Empathieangebote der Bilder (von beziehungsdeprivierten Säuglingen und Kleinkindern) durch zusätzliche sprachliche *framings* auszurichten.

Nach den Ausführungen von Czwik (2018: 40ff.) war es vor allem Käthe Wolf, die das kommunikative Setting ausdruckspsychologischer Filme reflektiert hat. Dass der Film mit seinen Möglichkeiten der Verlangsamung, Wiederholung, Mehrfachbeobachtung ein gutes, aber nicht widerspruchsfreies Mittel gegen die unverifizierbaren Erlebnisbeobachtungen der europäischen Psychologie sei, steht im Vordergrund. Zu den feinen Beobachtungen von Wolf (1938) gehört, dass der Film den gefilmten Ausdruck dadurch verfälscht, dass der Zuschauer kein Teilnehmer des flüchtigen Ausdrucks-Eindrucks-Geschehens ist und ergo gezwungen, ein anderes Bezugssystem in Stellung zu bringen – und zwar ein sprachlich expliziertes. Die Praxis der humanethologischen Säuglings- und Kleinkindfilme Käthe Wolfs (zusammen mit René Spitz), den Filmsequenzen gewissermaßen sprachliche Beobachtungsinstruktionen mitzugeben, könnte dadurch motiviert sein. Man denkt sofort an Kenneth Burkes *terministic screens* (Burke 1966: 44–62), mit der These, dass erst terminologische Netzwerke (seien sie alltagsweltlich oder „wissenschaftlich“) Beobachtungen erzeugen. Die illustriert Burke ausdrücklich mit der Frage, was ein bindungstheoretischer Humanethologie wie Bowlby sieht, wenn er einen Säugling beobachtet, und was ein Behaviorist wie Watson. Ähnlichkeiten und Unterschiede, Kontinuitäten und Diskontinuitäten, Grad- und Artunterschiede sind „verkörpert“ in unseren terminologischen Wahlen und deren Impli-

---

<sup>5</sup>Die Deutungsprobleme spiegeln sich bereits in den Verlegenheiten der Bezeichnung: *apparent movement* heißt es in der Heider-Simmel (1944)-Studie, *perception of causality* bei Michotte (1963), *phenomenal causality* später bei Heider selbst etc.

kationen, Inferenzen, Wechselbeziehungen. So gesehen sind „observations implicit in terms“, die Nomenklatur kanalisiert unsere Aufmerksamkeit, sie gibt uns „different photographs of the same object“ (Burke 1966: 45).

Käthe Wolfs Reflexion des Films als einer Verbildlichungs- und Veranschaulichungstechnik hat ihre große Stärke darin, dass sie für den Zuschauer stets eine kommunikative Matrix annimmt. Schauspieler im Spielfilm etwa stilisieren und übertreiben den Ausdruck rhetorisch. In alltäglicher Interaktion verarbeiten und notieren wir vor allem Abweichungen gegen eine neutrale Nulllinie des Ausdrucks. Der professionelle Spielfilm (und seine Schauspieler) bindet Aufmerksamkeit durch notorische Abweichung des „Helden“ von dieser erwartbaren Nulllinie. Die Unmittelbarkeitssuggestion der filmischen „Sehprothese“ bedarf der mehrfachen Relativierung: Die Platzierung der Kamera bringt eine externe Perspektive ins Spiel, und der Beobachter bringt seine „terministischen“ Kategorien mit.

Unter den wenigen Autoren, die auf die geistige Verwandtschaft zwischen Heiders *common sense*-Sozialpsychologie und Garfinkels Ethnomethodologie verweisen, ist Bruner (1990) zu nennen. „Balance“, Gleichgewicht, und „Trouble“, normalisierungsbedürftiges Ungleichgewicht, sind die beiden Pole, zwischen denen die Ordnungspraktiken des Alltags aufgehängt sind und zwischen denen sie oszillieren. Für die kanonische Psychologiegeschichte gilt dagegen eher Schlöders (1984; 1988) Aussage über die Auswirkungen und Folgen von Lewin und Heider für die Geschichte der Sozialpsychologie:

Die fundamentalen methodologischen Reflexionen, insbesondere auch ihre Überlegungen zum Verhältnis von Wissenschaftssprache und Umgangssprache, mit denen beide ihr Theorieprogramm fundieren, haben in der neueren sozialpsychologischen Literatur keine Fortführung gefunden. Der methodische Bezugspunkt der modernen experimentellen Sozialpsychologie ist ein abstraktes, inhaltlich nicht mehr ausgewiesenes empiristisches Methodenideal. (Schlöder 1988: 241)

Mit anderen Worten: Bereits die in den USA klassisch gewordene sozialpsychologische Attributionstheorie hat den (phänomenologischen) Anspruch aufgegeben, die fachliche Methodologie in den praktischen Aktivitäten und Methoden der Teilnehmer zu fundieren. Sie verfällt damit in den klassischen Denkfehler der szientifizierungslüsternden Human- und Sozialwissenschaften, der darin besteht, die symbolischen Ordnungspraktiken der Akteure selbst als bloße Fehler, falsche Ideologien und Rationalisierungen zu marginalisieren. Man kann es

auch in Jerome Bruners konzise Formel packen: „Folk psychology needs explaining, not explaining away“ (Bruner 1990: 32). Und zwar nicht nur, weil sie den Sozial- und Kulturwissenschaften die Fundamente liefern, sondern auch, weil die „wissenschaftlichen“ Typisierungen und Modelle über institutionelle und diskursive Machtpraktiken (und über die interdiskursive Autorität der Wissenschaften) in den Alltag erneut eingefüttert werden. Bruner (1986) nennt Dawkins und den Neoevolutionismus mit ihrer konsequenten Naturalisierung des „Egoismus“ als Beispiel. Versehen mit den szientifischen Weihen evolutionistischer Autorität, erfahren solche Motive ein legitimes *reentry* in die *accounting*-Praktiken der gesellschaftlichen Kommunikation.

Heiders Praxis, alle Vorverständnisse einzuklammern, sich dumm zu stellen, alles einstweilen zu ignorieren, was wir an stillschweigenden Voraussetzungen machen, wird erst sichtbar, wenn wir diese Weiterungen stören, an der Entfaltung hindern, einklammern. Zurück bleiben dann: Inkrementalismus und Sequentialität als Ordnungsprinzipien der solchermaßen reduzierten Verfahren – Sedimentierung in sprachlichen Formen ist das phänographische Ergebnis.

Es war im Übrigen ebenfalls Bruner (1986), der uns darauf hinweist, dass Fritz Heiders sozialpsychologische Balancelehre (mit ihrer ausgewogenen Mischung von Deutungs-, Zurechnungs- und Bewertungsbalancen) für Garfinkel nicht das letzte Wort war. Bruner berichtet anekdotisch über eine Begegnung mit Garfinkel in seinem (Bruners) Seminar:

Harold Garfinkel, now a distinguished sociologist, once took a “reading and research” course with me in order to find out what psychologists were up to. He hit on a very interesting experiment. Borrowing a dozen trait names from one of the standard lists, each with a positive and negative pole – like lazy and energetic, honest and dishonest – he selected at random combinations of negatives and positives. He presented these combinations on cards and asked his subjects for a general description of the persons being depicted. (Bruner 1986: 51)

Merkwürdig genug hielt keine der Versuchspersonen jemals Personen für unvorstellbar, die solchermaßen kontradiktorische Eigenschaften in sich vereinen. Offenbar braucht es deutlich mehr *imbalance*, um Alltagsakteure in Vorstellungs- und Erklärungsnot zu bringen. Man kann Garfinkels kleinen Denormalisierungstest allerdings auch verstehen als Hinweis darauf, dass sich Teilnehmer in ihren symbolischen Normalisierungspraktiken durch einfache semantische Widersprüche zwischen Merkmalen ein und desselben Akteurs nicht aus der Ruhe brin-

gen lassen.<sup>6</sup> Eben das hat offenbar damit zu tun, dass attribuierte Weil-Motive und attribuierte Um-zu-Motive selbst so etwas wie ein Fließgleichgewicht bilden. Was auf der einen Seite nicht unterzubringen ist, wandert attributiv auf die andere. Die angemessen deutende Reaktion auf widersprüchliche Verhältnisse ist selbst widersprüchlich (darauf besteht Kenneth Burke auf Schritt und Tritt!). Anrühlich und verdächtig sollten eher symbolische Aktivitäten sein, die den Widerspruch systematisch verdunkeln, zudecken, die Handeln eindeutig machen. Und das sind, *horribile dictu*, in der Hauptsache die „wissenschaftlichen“ *accounts* der Sozial- und Humanwissenschaften, deren Ambiguitätstoleranz deutlich geringer ist als die der Alltagsakteure. Sozialtechnologisch wieder eingefüttert in den Deutungsalltag der Akteure fungieren die Befunde der Sozial- und Humanwissenschaften als autoritative „Zusatzsteuerung“ der Zurechnungspraktiken. In Umrissen erkennbar wird hier, was Heiders naive Psychologie, Burkes rhetorischen „dramatism“ und sekundäre „linguistic ideologies“ (Silverstein) mit einander verklammert: Das Sprechen selbst lernen wir durch Mittun und es „repräsentiert“ in seinen Praktiken und Routinen unsere naive Psychologie – unsere Sprachideologien lernen wir durch Schule, Unterricht, Schreiben. Und eben auch durch „Rückwirkungen“ naiver und fachlicher Wissensbestände in unsere alltäglichen *accounting*-Praktiken hinein.

Von einem guten Verständnis des ethnomethodologischen Anliegens zeugt auch Bruners eigener Kommentar zu dieser Episode von semantischer Unvereinbarkeit:

Now, perhaps there *can* be every kind of person. Or perhaps the better way to say it is that we can create hypotheses that will accommodate virtually everything we encounter. (Bruner 1986: 51)

Und hier wäre tatsächlich noch einmal an das zu erinnern, was die wirkmächtige US-Attributionstheorie, die sich stets auf Heider beruft, sowohl von diesem selbst als auch von Burke und Garfinkel unterscheidet: Dass Heider die Attributionspraktiken der Teilnehmer als eine Art „naiver Faktorenanalyse“ bezeichnet hat, wird gerne zitiert. Diese Formulierung ist aber so etwas wie ein semantisches Grenzobjekt. Für die fachliche *community* der Sozialpsychologen signalisiert sie, dass die Attributionspraktiken der Teilnehmer unzureichend sind. Nach der Teilnehmerseite signalisiert sie, dass deren Attributionspraktiken so sind „wie die wissenschaftlichen“.

---

<sup>6</sup> „[E]ven antagonistic terms, like parry and thrust, can be said to ‘cooperate’ in the building of an over-all form“, schreibt Burke (1969 [1950]: 23).

Die Attributionstheoretiker haben daraus den (irrigen) Schluss gezogen, sie müssten nur die Teilnehmerpraktiken auf ihre „Wissenschaftlichkeit“, auf ihre Vorurteile, auf ihre Verfälschungstendenzen, auf ihre Widerspruchsfreiheit etc. untersuchen (vgl. statt vieler den Forschungsbericht von Sillars 1982). Die Teilnehmer erscheinen aus dieser Sicht als unvollkommene Wissenschaftler, und die Wissenschaftler sehen sich berufen, die Vorurteile der Teilnehmer zu korrigieren. Diesen ganzen (sagen wir) epistemischen Komplex wischen Burke und Garfinkel einfach beiseite. Er spielt keine Rolle. Die „Wahrheit“ von Zurechnungsfiguren ist unentscheidbar. Es geht um die dramaturgisch-terministischen Netzwerke, aus denen die Akteure ihre *accounts, inferences, glosses* spinnen. Und die müssen füreinander *anschlussfähig* sein. Das gilt für die alltäglichen wie für die wissenschaftlichen Zurechnungspraktiken. Wenn sie übereinstimmen würden, gäbe es kein Gespräch. Das in sich zirkuläre Netz der Zurechnungsadressen (*agent, scene, act, purpose, agency*) sorgt dafür, dass wir in allen Lebenslagen über die Details der Zurechnung streiten können. „There are objections to any decision“, paraphrasiert Burke die Alltagsrhetorik des Aristoteles, und er erinnert an die bekannte Fabel von Vater und Sohn, die gemeinsam einen Esel auf den Markt bringen, um ihn zu verkaufen. Gleich, wer auf dem Esel reitet, immer gibt es ernstzunehmende Einwände bei den Mitmenschen, die ihnen begegnen, so dass die beiden am Ende entnervt gemeinsam den Esel auf den Markt tragen – was aber offenbar auch keine Lösung ist! Noch einmal mit den Worten Burkes:

Given the world as it is, with its jangling variety of imputed motives, most often one merely assumes that there is a well-rounded philosophic, scientific, or theological rationale to justify the censorial weighting of his terms. (Burke 1969 [1950]: 98)

Wissenschaftler wie Alltagsakteure gehen davon aus, dass es „letztlich“ eine vernünftig-rationale Erklärung für ihre Wahrnehmungen und Handlungen gibt. Bezeichnend ist auch, dass die zeitgleiche Rezeption der ethnolinguistischen Boas-Sapir-Whorf-Tradition exakt dem gleichen Muster folgt. Man hat sie durchweg interpretiert, als ob die „Relativität“ der sprachlichen Weltansichten epistemisch an der einzig richtigen „wissenschaftlichen“ Weltansicht zu messen sei (wie die Alltagsattributionen an den „wissenschaftlichen“) – während Boas, Sapir und Whorf (das ist freilich keineswegs fachlicher Konsens) der Ansicht waren, dass uns unvertraute Ordnungsprinzipien und Musterbildungen im Sprache-Kultur-Interface zur besseren Erkenntnis auch unserer eigenen Ordnungsprinzipien beitragen könnten. Sie sind produktive Verunsicherungen unserer eigenen „linguistic ideologies“ (Silverstein 1979; 2000).



Wissenschaftler haben einen Horror vor Ambivalenz, vor Uneindeutigkeit. Die Alltagsakteure müssen freilich damit leben, wiewohl sie permanent damit befasst sind, Dissonanz und Ambiguität zu reduzieren. Für sie reicht es freilich, wenn die Dissonanzreduktionspraktiken für alle praktischen Zwecke hinreichend sind, so dass man weiter handeln kann. Die Wissenschaftler wollen die Dinge ein und für alle Male klären! Burke (1969 [1945]: xviii) schreibt dazu:

What we want is not terms that avoid ambiguity, but terms that clearly reveal the strategic spots at which ambiguities necessarily arise.

Das dramatische Schema für die Zurechnung von Handlungsmotiven etabliert „Adressen“, auf die alltäglich und/oder wissenschaftlich zugerechnet werden kann, was geschieht, gemacht wird etc.

## 5 Doppelte Kontingenz

In Garfinkels Werk gibt es zahlreiche Anzeichen dafür, dass die Auseinandersetzung mit Fritz Heider und dem Attributions- und Balancekomplex für ihn eine wesentliche Rolle gespielt hat, insbesondere auch das bewegliche Wechselverhältnis zwischen Kausalitäts- und Motivzuschreibungen. In Ann Rawls (2019: 58) können wir lesen:

The *Third* problem that Garfinkel says Parsons solves is that of *the actor as agent* (see p. 156). In everyday situations, questions of causation and agency are typically answered through the assignment of *blame* and *responsibility*: “In their everyday use, such categories or procedures are the morally equivalent categories of cause”. But, the theorist is concerned with matters of causation as it pertains to actors, not persons. By this Garfinkel means that social actors within a social contract, or definition of the situation, are not natural individuals in the natural world operating with natural reason. Social actors are not persons for Parsons in that sense. That is, they are not the individuals assumed by utilitarian theory. For Parsons, actors are courses-of-action oriented to an environment of objects within a specific definition of the situation, or social contract. As such, the same person can project multiple actors, or selves, even in a single situation. This complicates questions of causation. The self is a social object that changes in relation to other objects (including other actors) across time and sequence. Thus, Garfinkel explains, the meaning of causation will vary depending on the

kind of actor, or course-of-oriented-actions – e. g. a role, role set, collectivity, subsystem, etc. – in question (see pp. 156–157). What Parsons calls the “voluntaristic” character of action provides for a specification of how *actors themselves* handle attributions of causation. But, the theorist needs to talk about causation differently.

In diesen Dingen war Heider offenbar weiter als Parsons! Heiders direkte attributionstheoretische Nachfolger (Festinger, Thibaut, Kelley) haben *seinen* Pfad an einer entscheidenden Stelle verlassen: Da nämlich, wo er (phänomenologisch geschult) seine wissenschaftlichen Modelle abgestützt und fundiert hat auf den naiv psychologischen Praktiken der Teilnehmer selbst, die er in den alltagssprachlichen Konzepten fand, mittels welcher die Teilnehmer selbst sich ihre Wahrnehmungen und Handlungen zurechtlegen und erklären.

Just as Lewin and Asch before him, Heider recognized that a psychology of social interaction must chart out the subjective concepts and perceptions of the social perceiver, “studying interpersonal relations at the level of their meaning for the participants” (Ickes & Harvey 1978). (Malle & Ickes 2000: 203).

Während seine szientistischen Rezipienten Heiders bewegliches und lokal für ad hoc-Praktiken konzipiertes Material umstandslos in Kausalitätsattribution und Persönlichkeitszüge umbauten, blieb in der Rezeption weitgehend unbemerkt, dass es ihm um die lokalen Dynamiken der praktischen Bearbeitung dessen ging, was bei Parsons dann „doppelte Kontingenz“ heißt. Ganz wie Kenneth Burke gliedert auch Heider das Geschehen doppelt: in eine Ebene, auf der kausal wirksame Ursachen attribuiert werden, und eine (symbolische) Ebene, in der wirksame Motive, Absichten, Ziele zugerechnet werden. Und beide Gliederungen gehören (in beweglichen und wechselnden Mischungsverhältnissen) zu den Akteuren selbst, die manches als kausal bedingten „Zwang der Verhältnisse“ zurechnen (Weil-Motive bei Alfred Schütz) und anderes auf Absichten und Motive der Teilnehmer zurechnen (Um-zu-Motive bei Alfred Schütz). Burke spricht im gleichen Sinne von einer (kausalen) *motion*-Dramaturgie und einer (motivationalen) *action*-Dramaturgie (vgl. Burke 1966 in Thayer 1967a; und hält den Versuch, letztere auf die erstere zu reduzieren, für den Geburtsfehler der US-Sozialwissenschaften).

Das Einleitungskapitel von Heiders publiziertem Hauptwerk (Heider 1985, dt. 1977) handelt ganz ausdrücklich vom Verhältnis zwischen den „oberflächlichen“ Alltagspraktikern und den (vermeintlich) „tiefen“ Erkenntnissen der Psychologie. Und es enthält für den US-Szientismus so provozierende Formulierungen wie die,

dass man alle expliziten Erkenntnisse der wissenschaftlichen Psychologie aus der Welt entfernen könnte, und gleichwohl könnten alle zwischenmenschlichen Probleme genauso gelöst werden wie *mit* dem expliziten Fachwissen. Das ist freilich insofern übertrieben, als die Wissenschaften ja (wie Lewin *und* Burke notieren) selbst wieder als legitimatorische *accounts* in die Teilnehmerpraktiken eingefüttert werden, wenn sie (interdiskursiv popularisiert) die Teilnehmer erreichen.

Und hier komme ich zurück auf die eingangs zitierten Überlegungen von Burke (1969 [1945]) zum *scene-act-ratio*. Vom Akteur, der von der Szene eingeschlossen wird, erwarten wir, dass er sich in dieser Szene definiert, sei es deterministisch als Gezwungener oder Getriebener, sei es programmatisch als zielorientierter Veränderer der Szene. Im letzteren Extremfall gilt die Handlung als „frei“ und „verantwortlich“, als dem Akteur motivational zurechenbar. Im ersteren Extremfall gilt sie als kausal verursacht durch die szenischen Sachzwänge, die den Akteur von Zurechnungszumutungen entlasten. Zusammen bilden beide Bezugssysteme den Verschiebebahnhof zwischen Um-zu-Motiven und Weil-Motiven. Bereits Heiders penible Bemerkungen zum Gebrauch der Modalverben (*can, must, should* etc., seine Reflexionen zur „naiven Theorie vom Können“; vgl. Heider 1977: 121ff.) sind nur verständlich, wenn man begreift, dass der Gebrauch solcher Modalverben mit alltäglichen Attributionspraktiken aufs engste zusammenhängt. Modale Konstruktionen dienen der alltagspraktischen Verteilung und Gewichtung von Attributionen auf die Faktoren, in deren Netz wir Handlungen bestimmen (und das sind im Kern die der Burkeschen Pentade). Jedes *ich muss* bremst Attributionen auf das handelnde Ich und lenkt sie auf szenische Zwänge oder andere (mächtigere) Akteure ab. Es gibt eine nicht-personale Ordnung des „Sollens“ (ebenso wie eine personale), als „Ereignis“ behandeln wir, was wir nicht beeinflussen können. So lauern hinter zahllosen alltagssprachlichen Ausdrücken vorgeordnete Attributionspotentiale. Heider selbst notiert auch die weniger offensichtlichen modalen Optionen der Alltagssprache wie *Gerundiva*, *Verbalnomina*, die ein „Sollen“ fixieren, (*ceterum censeo carthaginem esse delendam*), oder Dispositionsadjektive wie *brennbar* oder *verletzlich*, die „Möglichkeiten“ versprachlichen.

Es ist nicht die Aufgabe von Sozialwissenschaftlern, die Zurechnungspraktiken der Teilnehmer zu korrigieren oder zu verbessern, sie müssen vielmehr die Prinzipien erklären, von denen diese Praktiken angeleitet und gesteuert werden – alle ihre Ambiguitäten eingeschlossen

Und einen weiteren Punkt möchte ich abschließend noch erwähnen, an dem Heiders penible Rekonstruktionen der naiven Teilnehmerpsychologie *und* seine heuristische Filmarbeit gemeinsam gesehen vielleicht sogar ein Stück über den

Medienoptimismus der Sequenzanalytiker hinausführt: Im ersten Band der (notorischen) *Notebooks* gibt es ein Kapitel zum Stichwort „Ökologie“ (Heider 1987 I: 274ff.), in dem Heider die praktischen *constraints* für Teilnehmerorientierungen und Anschlusshandlungen in Interaktionslagen reflektiert. Da gibt es den paradoxen Gedanken, dass der enorme Zeitdruck des online-Prozessierens die Anschlusshandlungen konditioniert (und dass nichts den Analytiker und Film-Beobachter so meilenweit von den tatsächlichen Handlungsbedingungen entfernt wie die Möglichkeit, alles mehrfach und in aller Ruhe zu betrachten!): die handlungsökologischen Bedingungen könnten für Teilnehmer und Beobachter nicht unterschiedlicher sein!<sup>7</sup> Interaktiv und „orat“ in der Kooperation verfertigte Texte (vgl. Maas 2010) löschen alle ihre formalen Eigenschaften und stellen die Aufmerksamkeit der Teilnehmer auf strikt lokale und indexikalische Bündigkeiten.

Und noch einen allerletzten Punkt, der vielleicht nur für Sprachwissenschaftler Sinn macht: Garfinkels umständlich-genauer, den Leser immer ins Stolpern bringender, alle Automatismen des Verstehens unterlaufender schriftlicher Duktus liest sich für mich immer so, als hätte man einen deutschsprachigen phänomenologischen Philosophen (Brentano oder Husserl oder Schütz) beinahe wörtlich ins Englische gebracht. Den gleichen etwas eckigen und unbeholfen anmutenden Duktus finde ich in Heiders *Notebooks*. Hier nur eine Kostprobe:

Naive science. Maybe naive science never asks questions about events which are once expressed in terms of fixed invariants. – „that is settled“, for instance [...] things are conceived as such, what has to be explained are the exceptions. That is important for practical purposes; it doesn't help for predictions if one „explains“ what one can predict anyway. (Heider 1987 I: 376)

Bei einer solchen Passage kann man sich schwerlich dem Eindruck entziehen, dass hier von den Angelegenheiten der Ethnomethodologie gehandelt wird, von begrenzter Explizierbarkeit, idealisierter semantischer Fixierung des Geteilten, trotz indexikalischer Vielfalt der Beziehbarkeiten etc.. Prioritätsfragen sind vorläufig unbeantwortet. Von Heiders *Notebooks* wissen wir in der Hauptsache, dass die erste Phase nach 1958 angelegt worden ist – und die zweite nach 1978, also durchaus dann schon nach dem Aufkommen der Ethnomethodologie.

---

<sup>7</sup>Da die zeitliche Einordnung von Heiders Notizen ausgesprochen schwierig ist, kann ich nicht sagen, ob diese Bemerkungen vor Batesons *Ecology of Mind* liegen oder vielleicht auch erst dadurch angeregt sind.

## 6 Schlussfolgerungen und Affiliationen

Was sich in den 1930er und 1940er Jahren in locker verknüpften Szenen exilierter deutsch-jüdischer Sozial- und Humanwissenschaftler zusammenschiebt, das sind die ersten (aber keineswegs die einzigen) Bausteine eines neuen fachlichen „Denkstils“ in den Kultur- und Humanwissenschaften (Fleck 1980 [1935]). Der Kontext dieser neuen Formation ist (wie die Projekte von Heider, Lewin, M. Mead, Bateson, Garfinkel demonstrieren) in den USA durchaus praktisch und auch sozialtechnologisch. Man möchte etwas bewirken und identifiziert sich mit den Zielen und Werten der US-Demokratie. Allerdings entfernt man sich, unter dem Einfluss von Sozialphänomenologie, Gestalttheorie, Ethnologie und Kybernetik, rasch vom naiv-szientifischen und positivistischen Pragmatismus der damals in den USA herrschenden Lehren. Was die exilierten Psychologen und Humanwissenschaftler aus der deutschen Tradition mitbringen, ist freilich ganz im Gegenteil zutiefst „antipraktisch“, philosophisch, grundsätzlich, theoretisch – und keineswegs vorab auf Anwendung abgestellt.

Dieser Unterschied ist freilich weniger klar, als er aussieht. Es steht fest, dass auch im deutschen Wissenschaftsraum der sozial- und psychotechnische Einsatz der Humanwissenschaften um diese Zeit (und auch bereits im Ersten Weltkrieg) in vollem Gange war. Nicht zuletzt die sozialpolitischen und arbeitspsychologischen Aktivitäten des Bühler-Instituts selbst belegen das unmissverständlich. Und Hugo Münsterberg, ein Pionier der Wirtschaftspsychologie und „Psychotechnik“ wechselt bereits vor dem Ersten Weltkrieg zwischen deutschen und US-Wirkungsstätten. Es ist also keineswegs das Fehlen technokratischer Anwendung im deutschen Sprachraum, das einen Unterschied ausmacht. Es ist vielmehr der akademische und politische Widerstand der bildungsbürgerlichen „deutschen Mandarine“, der die Anwendung misstrauisch begleitet und in Schach zu halten versucht. Die deutsch-jüdischen Exilanten stehen für eine neuartige Verbindung des Theoretisch-Grundsätzlichen mit dem Modern-Technokratischen.

Im Gegenzug gibt es in der nur wenig später in den USA virulenten Kommunikationsdebatte, in der „Kommunikation“ als neuer Grund- und Programmbe-griff der Human- und Sozialwissenschaften (und auch der kybernetischen Regulations- und Gleichgewichtslehren) verhandelt wird, das erkennbare Motiv, sich endlich auch theoretisch von den importierten europäischen Sozialtheoretikern zu lösen – und ebenso auch vom kruden Szientismus des zählenden und messenden US-Mainstream. Duncan (1967) kann als Analyse dieser Konstellation und als Programm ihrer Überwindung gelesen werden (also durchaus als Konkurrenz- und Begleitprogramm zu Garfinkel 1967): Er fordert, die (aktualistischen) Theorietraditionen der sozialen Handlungsanalyse (von Mead, Cooley, Burke) in Stel-

lung zu bringen gegen die europäischen Importe. Der handlungstheoretische Aktualismus gilt als ihre Markenzeichen:

The present is the locus of an act in society; images of the past and future are used to organize actions in a present. (Duncan 1967: 198)

Die von innen heraus erfassten und seziierten Praktiken alltäglicher Sinngebung legen das symbolische Fundament der Kulturen frei. Szientifische Sozialwissenschaftler glauben erklären zu können, was die Menschen *wirklich* bewegt, sie verstehen aber nicht, dass auch ihre fachlichen Problemstellungen auf alltäglichen Fundamenten errichtet sind, die sie vergeblich abzustoßen versuchen. Die Wissenschaftskritik des späten Husserl formuliert diese „Entfremdung“ der Wissenschaften von ihren lebensweltlichen Grundlagen theoretisch. Im US-Exil wird diese Einsicht praktisch. Und dass sich die Exilierten auch praktisch mit den Zielen der US-Demokratie identifizieren können, ist mehr als verständlich. Anders gesagt: Im US-Exil reüssiert nur, wer Anschluss findet an den pragmatisch-wirkungsorientierten Szientismus der dortigen Szene.

Vor diesem Hintergrund ist und bleibt es erstaunlich, dass gerade die Angehörigen der Berliner und Grazer Gestaltpsychologie (Koffka, Köhler, Lewin, Heider) in den USA so erfolgreich waren. Dass etwa die Arbeiten ihrer Lehrgeneration (Carl Stumpf, Alexius von Meinong) in den USA hätten reüssieren können, ist schlechthin unvorstellbar. Und auch Heiders wissenschaftlicher Duktus ist in hohem Maße „unamerikanisch“. Was also prädestiniert die „Gestaltisten“ (aus der in Deutschland als rückständig und neoscholastisch geltenden Brentanoschule) für ihren Erfolg in den USA?<sup>8</sup>

Beide, Lewin und Heider, reflektieren in ihrem Werk die Wissenschaftsszene, aus der sie kommen, und die Szene, in der sie wirken. Heider in seiner Autobiographie und in den *Notebooks*, Lewin zuletzt im erwähnten posthum veröffentlichten Text über Cassirer sowie in einer (ebenfalls erst posthum gedruckten) Studie über „Frontiers in Group Dynamics“ (Lewin 1947). In der letzteren heißt es eingangs über die Auswirkungen des Zweiten Weltkriegs:

It is an important step forward that the hostility to theorizing which dominated a number of social sciences ten years ago has all but vanished. It has been replaced by a relatively widespread recognition of the necessity for developing better concepts and higher levels of theory. The theoretical

---

<sup>8</sup> Auch Whorfs späte Arbeiten stehen unter dem starken Einfluss des Gestaltdenkens, überdeutlich im Programm mit dem Namen „configurational linguistics“ (vgl. Lee 1996). Das gleiche gilt für Sapir, der vor allem mit dem Werk Koffkas gut vertraut war (z.B. Koffka 1935).

development will have to proceed rather rapidly if social science is to reach that level of practical usefulness which society needs for winning the race against the destructive capacities set free by man's use of the natural sciences. (Lewin 1947: 5)

Das ist eine Paraphrase von Lewins oft zitiertem Wahlspruch, nichts sei so praktisch wie eine gute Theorie. Im erwähnten Nachruf auf Cassirer hebt Lewin dessen Analysen der Methode und Begriffsbildung in den Naturwissenschaften hervor (Lewin 1981 [1949]: 347), und er spricht selbst sozialen Phänomenen den gleichen Realitätsgrad zu wie physischen Gegenständen. Auf Schritt und Tritt geht es um den Vergleich zwischen alltäglichen und „wissenschaftlichen“ Praktiken und Verfahren. Beide verstehen „Daten“ als bloße Symptome, die sie mit ihren Deutungsmustern „lesen“ müssen. Und es ist die Abhängigkeit der praktischen (und wissenschaftlichen) Erfahrungen vom gesamten sozialen Feld, die klare und deutliche, theoretisch systematisierbare Einsichten verhindert (1981 [1949]: 359f.). Was alltäglich, sozialwissenschaftliche und naturwissenschaftliche Praktiken und Verfahren verbindet, das ist ihre Verwurzelung in sozial-kooperativen Handlungsfeldern.

In diesem Punkt ist Heider nachgerade obsessiv. Seine Position könnte man als „explikationistisch“ bezeichnen. Sie nimmt vorweg, was Brandom (1994) viel später logisch zu systematisieren versucht. Während unsere intuitiven Alltagsakte immer mehrere Gesichtspunkte synkretisch und gleichzeitig verarbeiten, operiert fachlich explizierendes „reasoning“ mit „one factor at a time“ (Heider 1987 I: 372) – aber immer gegründet auf der naiven Psychologie des Alltags. Auch das Experiment folgt dieser Logik, Faktoren zu vereinzeln und explizit zu formulieren (Heider 1987 I: 377). Die anekdotische und labyrinthische Form der *Notebooks* (zweifelloos Heiders „Hauptwerk“ und den veröffentlichten Arbeiten des Autors überlegen) spiegelt die improvisierten Deutungs- und Attributionspraktiken, mittels derer alltägliche Akteure und Wissenschaftler ihre kommunikative und kognitive Welt provisorisch ordnen (und die Begründungsverpflichtungen, die sie dabei eingehen). Wir finden in den *Notebooks* viele Fragen (und nur wenige Antworten). Das Verfahren gleicht ein wenig dem Wittgensteins (mit dem sich Heider 1987 I: 361 auch selbst vergleicht). Programm ist: zu ordnen, was wir in praxi bereits „wissen“, aber nicht explizieren können. Leicht fällt ihm der Nachweis, dass manche psychologische Theorie nicht mehr ist als eine formalisierte Ausarbeitung von *common sense*-Annahmen. Sein Beispiel: die behavioristischen Lehren vom *reinforcement* explizieren lediglich das, was der naive Alltagsverstand über Belohnung und Strafe „weiß“ (Heider 1987 I: 353). Nicht expliziert ist auch, was wir als alltägliche praktische Sprecher über unsere Sprache wissen.

Die Schemata des alltäglichen Sprechens vergleicht Heider (1987 I: 363) mit inter-personalen Schemata – und seine anekdotischen Beobachtungen setzt er gegen rein auf das Medium Sprache bezogenen Überlegungen ab mit dem Satz: „The linguistic philosophers study the net – I am studying the fish that are caught in the net“ (Heider 1987 I: 550).

Was die handlungstheoretischen Verschränkungen von *agent-act-scene-purpose* betrifft, so denkt Heider die von Lewin (und Burke) skizzierten dialektischen Linien weiter: Einerseits besteht die Szene für den Handelnden aus Objekten mit positiven Valenzen, Aufforderungscharakteren etc.: Wasser lädt zum Schwimmen ein und der Stuhl sagt: „Setz dich!“ (Heider 1987 I: 282). Andere szenische Gegebenheiten werden zu Barrieren, Grenzen etc. Im Gegenzug färben aber auch die Ziele und Zwecke der Handelnden ein, wie die gegebenen Bezüge interpretiert (und welche Szenen aktiv aufgesucht) werden. Heiders Sinn für alltägliche Illustrationen fasst das in Beispielsätze wie „if you have a need for killing, find yourself a dragon“, „fit the object to the act“ (Heider 1987 I: 291). Das böse Objekt rechtfertigt den aggressiv-feindseligen Akt. Das symbolische Mittel-Paradox, von dem Burke (1969 [1945]) sehr ausführlich handelt („the war to end all wars“ etc.), illustriert Heider dialogisch-interaktiv:

- (1) *You're always complaining about things!*
- (2) *And what are you doing right now?* (Heider 1987 I: 343)

Die unendliche Vielfalt von triadischen Person-Person-Sache-Konstellationen, die wir in unserem Alltag gewöhnlich problemlos ordnen und managen, versucht Heider durch eine ganz einfache, aus wenigen Buchstaben und Relationszeichen bestehende Kalkülsprache formal zu ordnen (hierzu hauptsächlich Heider 1988 IV).

Die Berliner Gestaltschule und Böhlers Wiener Institut waren harte Konkurrenten um die Meinungsführerschaft in der deutschen Psychologie der 20er und 30er Jahre. Sie sind das in gewissen Grenzen auch in den USA geblieben, wiewohl die Wirkung der „Gestaltisten“ vermutlich weiter reicht. Dabei ist zu berücksichtigen, dass Heider als Meinong-Schüler ebenso wenig zum harten Kern der Berliner Gestaltpsychologenschule gehört wie Lewin. Bei den „harten“ Gestaltpsychologen wie Wolfgang Köhler galt Lewin nicht als einer der ihren, Köhler verhinderte Lewins Berufung an die New School for Social Research. Heider dürfte zudem einer der wenigen gewesen sein, die beide Institute, das Berliner *und* das Wiener Institut, gut kannten, ihm war 1927 eine Assistentenstelle bei Bühler angetragen worden. Lewin hingegen galt auch in der Bühler-Schule als Konkurrent, vor allem in Angelegenheiten der Modellierung des Handelns (vgl.



Knobloch & Schallenger 1993), obwohl Lewins topologisch-vektorielles Modell und Böhlers Dualismus aus „Bedürfnis“ und „Gelegenheit“ aus heutiger Sicht sehr ähnlich wirken, und vor allem: gleichermaßen aktualistisch (vgl. die Beiträge in Friedrich 2018). Hier sind viele Zusammenhänge nach wie vor unklar – und möglicherweise ergiebig für ein besseres Verständnis kooperativer Praxis.

Zu den im US-Exil ausgesprochen erfolgreichen Psychologen aus der Wiener Bühler-Schule darf man wohl neben Charlotte Bühler selbst (kindliche Entwicklung und Jugend) Paul Lazarsfeld, einen der Mitbegründer der modernen Wirtschafts- und Marketingpsychologie und der Massenkommunikationsforschung, rechnen. Beide eint die reiche Erfahrung in der praktischen und angewandten (politischen) Szene der Wiener 20er und 30er Jahre, zweifellos eine wichtige Vorerfahrung für den Pragmatismus der US-Wissenschaften. Die Arbeit an der Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle im Roten Wien war eng verbunden mit dem Bühler-Institut, wiewohl sozialpolitisch und interventionistisch orientiert. Lazarsfelds US-Tätigkeiten (hierzu ausführlich Fleck 2015: 333–374) entfernen sich freilich rasch von den Theorien und Axiomen der Bühlers.<sup>9</sup> Darüber, wie man in der US-Szene als europäischer Psychologe wahrgenommen wurde, schreibt er in einem undatierten (laut Fleck 2015: 349 wahrscheinlich 1934 an Karl Bühler gerichteten) Brief etwas kokett:

Man wird hier als europäischer Psychologe im Grunde genommen entweder für einen Narren oder für einen Zauberer gehalten, aber ein systematischer Gedankenaustausch ist ausgeschlossen. (zitiert nach Fleck 2015: 350)

In diesem Passus steckt der auch nach den Ansehensverlusten aus dem Ersten Weltkrieg offenbar immer noch „sagenhafte“ Ruf der deutschen Wissenschaft in den USA, ebenso wie das nach wie vor ungebrochene Selbstbewusstsein der „Deutschen Mandarine“ (auch in der zweiten Generation). Aber man erwartete in den USA sicher auch, der deutsche „Gelehrte“ sei wahrscheinlich unpraktisch und ein wenig weltfremd – was Lazarsfeld und Lewin sicher nicht waren, wohl aber Heider.

## Literatur

Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen. 1973. *Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit*. (Reader. 2 Bde.). Reinbek: Rowohlt.

---

<sup>9</sup>Lazarsfeld war schon 1933 als Stipendiat der Rockefeller Foundation in die USA gekommen.

- Binder, Nora. 2021. Von Nazis und Nieren. Demokratische Gruppendynamik bei Kurt Lewin. In Nora Binder & Bernhard Kleeberg (Hrsg.), *Wahrheit zurechten. Über Sozio- und Psychotechniken*. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Blankertz, Stefan. 2017. *Kurt Lewins Kritik der Ganzheit*. Edition g, Nr. 403. Norderstedt: Books on demand.
- Brandom, Robert. 1994. *Making it explicit*. Cambridge, Mass.: Harvard University Press.
- Bruner, Jerome S. 1986. *Actual minds, possible worlds*. Cambridge, Mass.: Harvard University Press.
- Bruner, Jerome S. 1990. *Acts of meaning*. Cambridge, Mass./London: Harvard University Press.
- Bühler, Karl. 1933. Die Axiomatik der Sprachwissenschaften. *Kant-Studien* 38(1–2). 19–90.
- Bühler, Karl. 1934. *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*. Jena: Fischer.
- Burke, Kenneth. 1966. *Language as symbolic action*. Berkeley: University of California Press.
- Burke, Kenneth. 1969 [1945]. *A grammar of motives*. Berkeley: University of California Press.
- Burke, Kenneth. 1969 [1950]. *A rhetoric of motives*. Berkeley: University of California Press.
- Czwik, Maria. 2018. Forschungen zum Film am Psychologischen Institut der Universität Wien in den 1930er Jahren. Versuch einer Übersicht. In Janette Friedrich (Hrsg.), *Karl Bühlers Krise der Psychologie. Positionen, Bezüge und Kontroversen im Wien der 1920er/30er Jahre*, 33–59. Cham: Springer.
- Duncan, Hugh Dalziel. 1967. The symbolic act: Basic propositions on the relationship between symbols and society. In Lee Thayer (Hrsg.), *Communication: Theory and research. Proceedings of the First International Symposium*, 194–227. Springfield: Charles C. Thomas.
- Festinger, Leon. 1957. *A theory of cognitive dissonance*. Stanford: Stanford University Press.
- Fleck, Christian. 2015. *Etablierung in der Fremde: Vertriebene Wissenschaftler in den USA nach 1933*. Frankfurt am Main: Campus-Verlag.
- Fleck, Ludwik. 1980 [1935]. *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv*. Lothar Schäfer & Thomas Schnelle (Hrsg.). Berlin: Suhrkamp.
- Friedrich, Janette (Hrsg.). 2018. *Karl Bühlers Krise der Psychologie. Positionen, Bezüge und Kontroversen im Wien der 1920er/30er Jahre*. Cham: Springer.

- Garfinkel, Harold. 1967. *Studies in ethnomethodology*. Englewood Cliffs: Prentice-Hall.
- Heider, Fritz. 1977. *Psychologie der interpersonalen Beziehungen* (Konzepte der Humanwissenschaften). [Zuerst engl. 1958 als *Psychology of interpersonal relations*]. Stuttgart: Klett.
- Heider, Fritz. 1987. *The notebooks*. Bd. 1: Methods, principles and philosophy of science. München: Psychologie Verlags Union.
- Heider, Fritz. 1988. *The notebooks*. Bd. 2: Perception. München: Psychologie Verlags Union.
- Heider, Fritz & Marianne Simmel. 1944. An experimental study of apparent behavior. *American Journal of Psychology* 57. 243–259. DOI: 10.2307/1416950.
- Hörmann, Hans. 1976. *Meinen und Verstehen. Grundzüge einer psychologischen Semantik*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Knobloch, Clemens. 2005. *Volkhafte Sprachforschung: Studien zum Umbau der Sprachwissenschaft in Deutschland zwischen 1918 und 1945*. Tübingen: Niemeyer.
- Knobloch, Clemens & Stefan Schallenberger. 1993. Sprechhandlung und Sprachbedeutung in der Sprachpsychologie um 1930. *Histoire, Epistemologie, Langage (HEL)* 15(1). 81–110.
- Koffka, Kurt. 1935. *Principles of Gestalt psychology*. New York: Harcourt, Brace & Co.
- Lee, Penny. 1996. *The Whorf theory complex*. Amsterdam: Benjamins.
- Lewin, Kurt. 1927. Gesetz und Experiment in der Psychologie. *Symposion philosophische Zeitschrift für Forschung und Aussprache*. Sonderdrucke des Symposion 1(5). 375–421.
- Lewin, Kurt. 1947. Frontiers in group dynamics: Concept, method and reality in social science: Social equilibria and social change. *Human Relations* 1. 5–41.
- Lewin, Kurt. 1981 [1949]. Cassirers Wissenschaftsphilosophie und die Sozialwissenschaften. In Carl-Friedrich Graumann (Hrsg.), *Kurt-Lewin-Werkausgabe*, Bd. I, 347–364. Bern: Hans-Huber.
- Lewin, Kurt. 1953 [1948]. *Die Lösung sozialer Konflikte: Ausgewählte Abhandlungen über Gruppendynamik*. [Zuerst engl. 1948 als *Resolving social conflicts*]. Bad Nauheim: Christian Verlag.
- Lewin, Kurt. 1981–1982. *Kurt-Lewin-Werkausgabe*. Carl-Friedrich Graumann (Hrsg.). 4 Bände. Bern: Hans Huber.
- Lück, Helmut E. 1996. *Kurt Lewin. Eine Einführung in sein Werk*. Weinheim: Beltz.
- Lück, Helmut E. 2006. Die Heider-Simmel-Studie (1944) in neueren Replikationen. *Gruppendynamik und Organisationsberatung* 37. 185–197.

- Maas, Utz. 2010. Literat und Orat. Grundbegriffe der Analyse geschriebener und gesprochener Sprache. *Grazer Linguistischer Studien* 73. 21–150.
- Malle, Bertram F. & William Ickes. 2000. Fritz Heider: Philosopher and psychologist. In Gregory A. Kimble & Michael Wertheimer (Hrsg.), *Portraits of pioneers in psychology*, Bd. 4, 195–214. Washington, D.C.: American Psychological Association.
- Mareis, Claudia. 2018. Brainstorming. Über Ideenproduktion, Kriegswirtschaft und “Democratic Social Engineering”. In Jeannie Moser & Christina Vagt (Hrsg.), *Verhaltensdesign. Technologische und ästhetische Programme der 1960er und 1970er Jahre*, 193–210. Bielefeld: transcript.
- Michotte, Albert. 1963. *The perception of causality*. Abingdon: Routledge.
- Rapoport, Anatol. 1970. The question of relevance. In Lee Thayer (Hrsg.), *Communication: General Semantics perspectives*, 163–176. New York: Spartan Books.
- Sapir, Edward. 1924. The Grammarian and his language. *American Mercury* I. 149–155.
- Schlöder, Bernd. 1984. *Konflikt und Konsistenz in Heiders Balancetheorie*. Bonn: Universität Bonn. (Diss. phil.).
- Schlöder, Bernd. 1988. Die Struktur der Theorien von Heider und Lewin. *Gestalt-Theory* 10. 215–244.
- Schüttpelz, Erhard. 2002. Get the message through. Von der Kanalthorie der Kommunikation zur Botschaft des Mediums: ein Telegramm aus der nordatlantischen Nachkriegszeit (Kommunikationstheorie). In Irmela Schneider & Peter M. Spangenberg (Hrsg.), *Medienkultur der 50er Jahre. Diskursgeschichte der Medien nach 1945*, Bd. 1, 51–76. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Sillars, Alan L. 1982. Attribution and communication: Are People “naive scientists” or just naive? In Michael E. Roloff & Charles R. Berger (Hrsg.), *Social cognition and communication*, 73–106. Beverly Hills/London: Sage Publications.
- Silverstein, Michael. 1979. Language structure and linguistic ideology. In Paul R. Clyne, William F. Hanks & Carol L. Hofbauer (Hrsg.), *The elements: A parasession on linguistic units and levels*, 193–247. Chicago: Chicago Linguistics Society.
- Silverstein, Michael. 2000. Whorfianism and the linguistic imagination of nationality. In Paul Kroskrity (Hrsg.), *Regimes of language: Ideologies, politics, and identities*, 85–138. Sante Fe, New Mexico: School of American Research Press.
- Smith, Alfred G. (Hrsg.). 1966. *Communication and culture. Readings in the codes of human interaction*. New York: Holt, Rinehart & Winston.
- Thayer, Lee (Hrsg.). 1967a. *Communication: Concepts and perspectives*. Washington: Spartan Books.

## 2 Lewin & Heider in der Vorgeschichte der US-Kommunikationswissenschaft

- Thayer, Lee (Hrsg.). 1967b. *Communication: Theory and research. Proceedings of the First International Symposium*. Springfield: Charles C. Thomas.
- Thayer, Lee (Hrsg.). 1970. *Communication: General Semantics perspectives*. New York: Spartan Books.
- Warfield Rawls, Anne & Jason Turowetz. 2019. Introduction to Parsons' Primer. In Anne Warfield Rawls (Hrsg.), *Harold Garfinkel: Parsons' Primer. With an introduction by Anne Warfield Rawls and Jason Turowetz* (Beiträge zur Praxeologie / Contributions to Praxeology). Berlin: J. B. Metzler.
- Wieser, Martin. 2014. Von der Kriegslandschaft zur Topologie. Strategien der Sichtbarmachung im Werk Kurt Lewins. *Psychologie und Gesellschaftskritik* 38(3). 7–25.
- Wittgenstein, Ludwig. 1973. *Philosophische Grammatik*. Rush Rhees (Hrsg.). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Wolf, Käthe. 1938. Ausdrucksbeobachtungen am Film. In Henri Piéron & Ignace Meyerson (Hrsg.), *Onzième congrès international de psychologie, Paris, 25–31 juillet 1937. Rapports et comptes rendus*, 496–497. Agen: Imprimerie moderne.

